

Erzgebirgische Heimatblätter



Nr. 49. — Sonntag (2. Advent), 6. Dezember 1936.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Hauptschriftleitung: Siegfried Seidel, beide Buchholz i. Sa.



Zur Scheibener Adventsfeier

Rundfunkübertragung am Sonntag (2. Advent), den 6. Dezember 1936

Vor Sehnsucht noch der Hamit gestorben / Walter Schimm, Chemnitz



Is mög sei wie's will, wenn e Erzgebürger aus feiner Hamit scheiden muß, im draußn in dr Fremd sei Brot ze ordiene, do brauche dar alle Weil, eh ar sich an dr annern Umgabing gewöhnt hot. Su war's a ben Schmiedel - Emil, dar im dr Gahrhunnertwend seine Hamit verlief, im ne Stell als Bildhauer an ner Bochumr Erziehungsanstalt azettrat. Wenn ne Emil in dr arstn Zeit mannigmol nooch Feierohnd fu e artlichs Gefühl befalln wollt, hot ar sei Gackel driebgesteckt un is in dr Stadt rimgeschlentert un hot de Schaufenstr ageguckt, do drbei krieget ar annere Gedankn un is Hammweh war ergäckt. Spötr hobn ne seine Arbeitskameradn miet in Gesangverein un Kegelflob genommen, un dr Erzgebürgr fand dortn seine Zerstreung. Annerich drgings ne Emil feier Fraa, die e dreivariel Gahr drauß noochzug, die is in dar fremdn Stadt ihrhaupt net hamisch wurn. Ihre gräße Frääd warsch, wenn se ne Käsekoft padn dorft, im de Ferien mit ihrn Emil ubn im Erzgebürg ze vrlabn, dodra zehret is Schmiedel - Ehepaar bis zon nächstn Besoh. Su warn dreißig Gahr vrgange — un in drei Gahrn hatt dr Emil is Altr erreicht, daß ar in Parksiu giche konnt. Re Labnsfeierohnd wolltn die beedn Erzgebürgr in ihrer Hamit halt, obr dr Emil is net drzu gekomme. Worim, dos mög de Geschicht weitr dröhln.

Vrgangene Sommr war dr Emil mit feiner Fraa nooch langr Zeit wieder emol drubn in feiner erzgebürgischn Hamit gewasn. Dodrbei hobn se all die lieb'n Bekanntn aufgesocht, sei in de Wäldr ringgestiegen un hobn ne Bugeln zugelauscht, nauf off de Barg sei se gekragtelt un hobn nei in de Täl'r geguckt un all die vrrautn Dörfle bewunnert. Un weh dr Rückuck — wie de Ferienzeit im war, is ne Emil dr Abschied von feiner Hamit fu schwer gefalln, wie's noch net dr Fall war.



Nooch feier Rückkehr ins Rheinland war dr Emil krank wurn. De Bund tat immir tröppeln und wollt net zuhöl'n. Ganz gleich, wu dr Emil war, übrof drwischt ar seine Gedankn drbei, wie se drubn im Erzgebürg rimframeln un sich all die Barg un Waldr vir ne aufbauetn, forz, is Heimweh hatt ne gepackt. Un Nisch't hatt dr Schmiedel - Emil sei Fräd mehr. Is änzge, wos ne Heimwehfrankn aufmuntern tat, war's Radiokastel. Wenn am Sonnohnd de Radiozeitung kam, tat dr Emil nachmittags mit'n Rutstift in dr Hand is Programm off dr ganzn Woch durchblättern un ben Reichsfendr Leipzig rut astreichn, wos ne seiner erzgebürgischn Hamit nährbränge konnt.

So war nu a dr Harbist mit de lange Ohnd gekomme.

„Ei, ei, wie de Zeit vrgieht, ichie wieder ball Weihnacht“, jacht dr Emil ze feiner Fraa un riß drbei vom Obreislatendr is Blattel runnr, drehets im un los is Sprüchel, dos hintdrauß gedrukt war. „Horch emol drauß, Angnes“, meenet noocherts dr Emil un los feiner Fraa vir:

„Und zögst du tausend Meilen weit,
In alle Welt hinaus;
Doch kommt die liebe Weihnachtszeit,
Du wollst, du wärst zu Haus!
Die Nachtigall, so süß sie singt,
Zagt so ins Herz nicht ein,
Als wenn das Heimatglöckchen klingt
Und du mußt ferne sein.“

„Dos is wie wir uns beede, nowahr?“ fröget dr Emil, obr sei Angnes jacht ihrhaupt nisch't un nicket nár mit'n Kopp, wahrnd vrstuhlns e Bassrparl aus de Wagn ihr de Badn runnrlief. Dr Emil vrstand die Trän', nohm sei Pfeif vom Eckrattel un sejet se in Brand, drauß pfeimert ar sich nei in dr Kanepes-Ed, un

während de Raachwolkn in de Höh stiegen, rollet sich vir sen Magne de Brgangnhüt ob. Lange Zeit soß dr Emil un saht tã Wort, bluß ob un zu tat ar mol seifzn, noocherts zug ar wieder an dr Pfeif un grüblet weitr. De Angnes, die mit grußr Sorg bemarker, deß mit ihrn Emil gesundheitlich immr meh rückwärts ging, vrsuchet mit alln möglichn ihrn Maa aufzumuntern — obr is half alles nisch, ne Emil seine Mags wurn müdr un de Badsn schrumpelstn zesamm.

Nooch nr Weil saht dr Emil: „Angnes, heite im Siebn is sei aa de Scheibnbargr Adventsfeier, half mol drauf sinne, deß mrsch net vrpasñ!“

De Angnes brauchet ihrn Maa net an de Advents-Sending ze drinnern, im Gegntäl, schie von halb Siebn wag hatt dr Emil ne Leipziger Sendr eigestellst un lauret in seinr Sofaed off Scheibnbargr. Endlich warsch su weit. De Biedr, die ne Emil bekannt wurn, hot ar mit sen schien Bareton mietgesunge, noocherts obr, als dr Günther-Anton „Noch guck nauf ze de Starle“ und „Loßt uns wieder Weihnacht feiern“ gesunge hatt, war ne Heimwehfrankn is Singe vrgange un de Trane heißr Sahnsucht nooch seinr liebn Gebärgshamit sei ne ihr de Badsn gekollrt. Selbst dr

Schädlich aus dr Lautr mit seine darbn Schnorkn konnt is Bleichgewicht ben Emil net wieder harstelln. Im Gegntäl, ar hot geheilt wie e klänes Kind, is Harzel hot agefange ze pöbern, dodrbei is ne dr Schwäb ne Buckel nunnrgeloffn — dann wieder hots ne gesturn, noocherts wieder geschwigt. In dan Fiebrzustand hot ne de Angnes ze Bett geschafft un gelei nooch'n Doctr geschickt, dar odr nisch richtigs findn konnt un meenet, is dürft sich nãr im ner grußn Aufregung handel. Noochdam dr Doctr wieder södr war, lams von Emil sen Lippen, was de Rothe-Määd heite im Rundfunk su schie gesunge hatt: „Jech fehr halt immr garn zerick, hamm in men Batrhaus“. E uheimliche Still log übr dr Schloßstüb, mr konnt denkn, dr Emil wãr eigenickt. Nooch nr Weil lams wieder sachte vom Bett har: „Grüß dich Gott, o du mei Arzgebärg, grüß dich Gott, du grüner Wald, o wie garn fehr ich ze dir zerick, wu's su hamlich . . .“ Do off emol broch dar Befang ob, mit en Ruck hatt sich dr Emil im Bett aufgerickt un steif warn de Mags nooch en Punkt gericht, mr konnt denkn, se söögn de arzgebirgische Hamit, dann fiel ar hintnniebr un war für alle Zeit in de ewige Hamit hemmgekehrt. E Harzschlog hat ne Labn eenes liebn un freien Arzgebärgs fern dr Hamit e End gemacht.



Reiter ohne Ziel

Abenteuer-Roman von Will Kröger

(25. Fortsetzung.)

„Mein Pferd!“ ruft Fred und rennt dem Reiter einige Schritte nach, sieht jedoch die Zwecklosigkeit einer Verfolgung zu Fuß ein und kehrt um. Jackson läuft schon mit all seinen Paketen und der Kage zum Farmhaus. Sein Pferd muß

noch im Stall sein, auf ihm wird Jackson die Verfolgung des Farmers aufnehmen.

Aber auch Jacksons Pferd ist nicht mehr im Stall. Es rennt, aufgeschreckt, über die Prärie, hört auf kein Rufen. Jackson muß es zur Ruhe kommen lassen und hofft, daß es dann von selbst zurückkommt.

„Eine ganz nette Tasse Tee, wenn mein Gaul nicht wieder kommt . . .“ sagt Jackson mit grimmigem Humor. „Dann können wir auf den Sätteln bis zur Stadt reiten, ein Fußmarsch von mindestens fünfzig Stunden . . . Der arme Kerl von Farmer muß elendiglich umkommen, verdursten, verhungern. Bei der Hitze werden sie es nicht lange machen, weder er noch das Pferd. Wir müssen aber auch damit rechnen, daß er in der Nacht zurückkehrt, um uns abermals im Schlaf zu überfallen.“

Diesmal wird er besser zielen, denke ich, und uns gar nicht erst wecken.“

„Und was machen wir, wenn dein Pferd zurückkommt?“

„Dann müssen wir wenigstens versuchen, den Farmer zu finden.“

„Haben wir ihn, dann schießt er uns eine Kugel in den Kopf . . .“ philosophiert Fred.

„Nicht ausgeschlossen . . . Sogar sehr wahrscheinlich wird er gleich auf uns schießen, wenn er uns bemerkt. Es war dumm von uns, das Gewehr so offen auf der Veranda stehen zu lassen. Alle die Munition, die wir ihm aus der Tasche genommen und auf den Stuhl gelegt hatten, hat er sich auch mitgenommen.“

Gut an zweihundert Schuß hat er für sein Gewehr, genug, um uns schon abzuknallen, wenn wir mit unseren Revolvern ihn überhaupt noch nicht erreichen können. Trotzdem können wir den Mann nicht seinem Schicksal überlassen . . . Hallo!“

Jackson springt auf. Sein Pferd kommt in einem gemütlichen Trab angelaufen, bleibt stehen, als es Jackson sieht, rückt aber auch nicht aus, als Jackson näher kommt. Mit guten Worten langsam nähergehend, erreicht Jackson das Pferd, es läßt sich sittsam in den Stall führen.

„Gottlob, wenigstens ein Pferd. Es wird uns beide tragen, wollen wir dem Farmer nachreiten?“

„Ja, Jackson. Allerdings, viel Hoffnung habe ich nicht, daß wir den Mann zu Gesicht bekommen. Er wird bis zur Erschöpfung von Mann und Pferd drauf los rasen.“

„Versuchen wollen wir es, Fred. Packen wir uns einige Lebensmittel ein und zwei Flaschen Tee. In einer halben Stunde reiten wir.“

Am späten Abend kehren die Freunde zurück. Von dem Farmer keine Spur. Sie beschließen, diese Nacht in der Farmerstube zu schlafen. Falls der Farmer zurückkehrt, sind Sie nicht so ungeschützt seinem Gewehrfeuer ausgesetzt. Auch wollen die Freunde umschichtig schlafen, jeder soll vier Stunden wachen und darauf achten, ob der Farmer sich nähert.

Die Vorsichtsmaßregel ist nicht umsonst getroffen. Lange nach Mitternacht, Jackson sitzt in der dunklen Stube am Fenster und blickt in die Nacht hinaus. Da glaubt er Geräusche auf dem Hof zu hören. Der Pumpenschwengel quietscht, dann plätschert Wasser . . .

Jackson sieht eine menschliche Gestalt, die gierig vom Wasser trinkt, dann Wasser in einen Blechanister läßt und damit fortgehen will. Mit zusammengekniffenen Augen durchbohrt Jackson die Dunkelheit und sieht, daß der Mann, während er den Kanister trägt, ein Gewehr unter dem Arm hält. Jetzt ist auch der tellerförmige Stahlhelm zu erkennen.

Der Farmer ist also doch zurückgekommen! Jackson überlegt, was jetzt zu tun ist. Mit dem Wasser will der Farmer offenbar das Pferd tränken. Tritt Jackson schon jetzt an ihn heran, ist zu befürchten, daß der Farmer den Kanister fallen läßt und schießt.

Ohne Fred zu wecken, schleicht Jackson, den Revolver in der Hand, aus der Stube. Dort geht der Farmer geradenwegs in die Dunkelheit hinein. Nicht nach der Hütte, sondern in der entgegengesetzten Richtung, aus der er scheinbar auch gekommen, denn sonst hätte Jackson es vom Fenster aus bemerken müssen.

Auf allen Vieren kriecht Jackson dem Farmer nach. Hundert Meter vom Hause entfernt kann Jackson sehen, daß der Farmer auf einen ruhig dastehenden Schatten zugeht, Jacksons Pferd! Es trinkt in gierigen Zügen, das Schlürfen dringt bis an Jacksons Ohr. Noch näher kriecht er heran, abwartend, was der Farmer jetzt tun wird, jedoch auch bereit, den Mann nicht wieder auf dem Pferd davonreiten zu lassen.

Näher . . . näher. Der Farmer steht regungslos neben dem Pferd und sieht zu, wie es trinkt. Jackson macht einen Bogen, um sich dem Farmer von hinten zu nähern. Da scheint das Pferd etwas zu wittern, es hebt den Kopf, schnaubt und wiehert hell auf.

Der Farmer fährt herum, reißt das Gewehr schußfertig in den Arm, bemerkt einen Schatten, der sich ihm nähert, und schießt, was aus dem Lauf heraus will.

Jackson liegt auf ebennem Boden, keinen Zentimeter Erhöhung, nicht der geringste Schutz vor dem Schnellfeuer des Far-

mers. Eng schmiegt Jackson sich ans Erdreich, links und rechts von ihm zwischen die Kugeln in den Boden. Der Farmer hat sich niedergeworfen und schießt im Liegen.

Langsam hebt Jackson den Revolver. Er muß schießen, wenn er nicht den Kugeln des Farmers zum Opfer fallen will. Nicht töten, nein, das will er nicht. Ein Schuß durch den Arm, durchs Bein. Aber wird das gelingen bei dem unsicheren Licht der Nacht, bei der wenigen Zielmöglichkeit?

Vielleicht bringt ein Warnungsschuß das Gewehr zum Schweigen. Jackson drückt ab. (Fortsetzung folgt.)

Georg Einenkel gründet in Buchholz die erzgebirgische Posamenten-Industrie

Einer alten Festschrift unserer „Obererzgebirgischen Zeitung“ entnommen. Nachdruck verboten.

Nun ist es bald 350 Jahre her, daß Georg Einenkel nach Buchholz kam und hier das Samenkorn legte für eine Industrie, die sich in unserem Erzgebirge ausbreitete, die Glück und Wohlstand brachte und für alle Zeit mit der Geschichte unserer Heimat verbunden bleibt. Am 27. Oktober 1889 wurde schon einmal in Buchholz dieses Mannes gedacht. Anlässlich der 300jährigen Gedächtnisfeier der Erinnerung Georg Einenkels in Buchholz ist in unserem Verlag ein Büchlein erschienen, das viel gefragt und sehr bald ausverkauft war. Heute soll es eine 2. Auflage erfahren, die wir einem weiten Kreis von Interessenten zugänglich machen wollen. Alle Leser in Stadt und Land sollen wieder von der sogenannten „Buchholzer Ware“ erfahren, die damals ja Weltruf hatte. Der Buchholzer Diaconus Dr. Eugen Herrmann schildert uns das Leben Georg Einenkels wie folgt:

Georg Einenkel 1567—1616

I. Wie Einenkel auf die Wanderung ging.

„Habe Gott vor Augen und im Herzen, so wirst du in keine Sünde willigen. Fürchte Gott, thue Recht, scheue Niemand. Sei ehrlich! Ehrliche Hand geht durchs ganze Land!“

So und mit ähnlichen Worten begrüßte der ehrsame, gottesfürchtige Posamentiermeister Jacob Einenkel in der freien Reichsstadt Dinkelsbühl seinen am heiligen Himmelfahrtstage 1585 zum Gesellen gesprochenen hoffnungsvollen Sohn Georg Einenkel. Jetzt brachte die Mutter den vollen Becher edlen Neckarweines und einen stattlichen Kuchen. Sie trant dem Sohne zu und gab ihm mit thränenden Augen noch manche gute mütterliche Lehre. Sie bat ihn, nicht freigebig zu sein mit seinem Vertrauen, fest zu halten an seinem theuern evangelischen Glauben, um dessetwillen sie aus der



Die Einführung der Posamentenindustrie im Erzgebirge. Aufnahme von einem alten Festspiel. (DZ-Archiv.)



Heimath in die Fremde und ins Elend gezogen. Sie bat ihn, durch Fleiß und Treue sich des Meisters Gunst zu verdienen, sich nicht an leichtfertige Dirnen zu hängen, nicht zu oft den Tanzboden zu besuchen, Würfelspiel und Zechgelage zu meiden, und wenn er etwas Rechtes erlernt, dann solle er sich ein Weib nehmen nach seinem Herzen. Nicht die reiche Mitgift mache des Hausstandes Glück, sondern frommer Sinn, gegenseitige Liebe und Zufriedenheit mit dem bescheidenen Loos.

„Nun, zum Heirathen, dazu hats noch Zeit“, sprach der Alte. „Erst muß der Junge hinaus in die Welt. Denn nur die Fremde macht den Meister. Geh! setze er mit wehmüthigem Tone hinzu. Wandere, wie es das Gesetz befiehlt und der Handwerksbrauch. Vater- und Muttersegen wird dich geleiten für und für!“

II. Einenkels Eltern müssen ihre Heimath verlassen.

Rüstig und guten Muthes, begleitet von seinen lieben Eltern bis zum Thore, wanderte nun der 18jährige Jüngling am Montage nach dem Trinitatisfeste aus der Stadt, die ihm eine zweite Heimath geworden, in der er fast 14 Jahre lang gelebt, um in der Fremde Welt und Menschen kennen zu lernen, dabei sich Arbeit zu suchen und seine Kenntnisse zu erweitern.

Es war nicht das erste Mal, daß er hinaus in die Fremde mußte. „Mein Leben ist ein Pilgrimstand, droben ist mein Vaterland“, das war die Aufschrift der bisherigen



Erzgebirgische Posamentenfabrik.

Geschichte seines Geschlechtes. Was die aus Salzburg vertriebenen Erulanten gesungen:

I bin a armer Erulant,
A so thu i mi schreiba.
Ma thuat mi aus dem Vaterland
Um Gottes Wort vertreiba.

Das hatten auch seine Eltern und andere Verwandten gefühlt, da sie einstimmten mußten in das Pilgerlied der Holländischen und Flämischen Emigranten des 12. Jahrhunderts:

Naer Oostland willen wij rijden,
Naer Oostland willen wij mée,
Al over die groene heiden,
Daer isser en belere stée.

„Beh' aus deinem Vaterlande und von deiner Freundschaft und aus deines Vaters Hause in ein Land, das ich dir zeigen will“, so hatte der Herr zu seinen Eltern gesprochen, da gegen Ende des Jahres 1567 in Antwerpen die Kunde einlief, Herzog Alba rücke mit einem Heere heran, um die Ordnung wiederherzustellen, d. h. die Ketzerei allenthalben in den Niederlanden auszurotten. Schon die plötzliche Ausweisung sämtlicher evangelischen Geistlichen im Frühjahr sowie die Niederreißung vieler kaum errichteten protestantischen Gotteshäuser ließ ahnen, was Philipp II. von Spanien plante, und ohne das Margarethe von Parma, die Statthalterin des Landes, ein Hinderniß in den Weg gelegt hätte, verließen Calvinisten wie Lutheraner zu Tausenden ihr geliebtes Vaterland, um den drohenden kirchlichen Bedrückungen zu entgehen.

Es erfolgte die Auswanderung des Genies, des Verdienstes und des Reichtums.

Es leerten sich die Häuser Antwerpens, und es verödeten die sonst so volkreichen Gassen. Antwerpen, welches vor der Ankunft Albas die volkreichste Stadt Europas war und sowohl an 200 000 Einwohner hatte, zählte im Jahre 1589, demselben Jahre, da Georg Einkel nach Buchholz kam, deren nur noch 55 000. In der Blütezeit der Stadt besuchten täglich 5000 Menschen die Börse, und 2500 Fahrzeuge waren oft gleichzeitig auf der Schelde. Wenige Jahre später waren die großen kaufmännischen Waarenlager leer, Fluß und Bassins verödet. Mehrere tausend Häuser von den 17 000, welche die Stadt umschloß, waren von den Einwohnern verlassen.

Auch Jacob Einkel und seine Frau nebst dem kaum 1 Jahr alten Knäbchen verließen die Stadt, wo ihres Bleibens nicht mehr sein konnte. Wollten sie doch eher alles verlassen, was ihnen lieb und theuer war, als ihren Glauben aufgeben, den schon so viele ihrer evangelischen Brüder auf dem blutgetränkten Märtyrerboden ihres Vaterlandes mit dem Tode besiegelt hatten. War es ihnen doch in allzulebhafter Erinnerung, was sie um ihres Glaubens willen in ihrer Stadt hatten durchmachen müssen, wie sie aus Furcht vor Verfolgungen nur Sonntags Abends ihre gottesdienstlichen Versammlungen hatten abhalten können. Sie gedachten jenes Pfarrers des nur etwa eine Stunde von der Stadt entfernten Mels, der in der Schelde ertränkt wurde, weil die

Antwerpener seine Predigten gerne hörten. Sie gedachten jenes Buchhändlers Jacob Rieswald, ihres Mitbürgers, der eine holländische Bibelübersetzung herausgab und wegen einer Bemerkung, in der er auf die alleinige Mittlerschaft Christi hinwies, den Tod erleiden mußte. Sie gedachten auch ihres lieben Glaubensbruders, des Handelsmann Jean du Champ, der durch einen Gastfreund aus dem Ausland für die evangelische Lehre begeistert, einen kleinen Kreis in Antwerpen um sich gesammelt hatte und ihnen ein Führer zu Christo ward, bis seine Stimme durch die Flammen erstickt wurde. An alles dies und an noch vieles andere gedachten sie, drum zogen sie fort.

Und ein Glück war es für sie und das Knäblein, daß sie rechtzeitig den gefährlichen Boden Antwerpens verließen; denn

nur wenige Monate später fiel sogar der wackere Bürgermeister dieser Stadt, Anton von Straelen, neben einer großen Anzahl vornehmer Männer zu Vilvoorden nach gräßlichen Martern dem Hasse der Spanier zum Opfer. Und auch Kleine und Arme fanden keine Schonung, wenn sie als religiöse Neuerer betrachtet wurden. Ein Schneider Bartels, dessen Nachkommen später in Frankfurt ansässig waren, und welche seit dem Jahre 1789 wieder in Belgien ihres Glaubens lebten, wagte es, die Brüder in Antwerpen in einem Keller um sich zu sammeln und ihnen zu predigen. Am 10. Juli 1568 wurde er dafür trotz seiner grauen Haare lebendig verbrannt.

Ungern schieden sie von Antwerpen, zumal sie dort einen lieben Hausfreund zurücklassen mußten, den die Liebe zu seiner Vaterstadt trotz der gefährlichen Zukunft zurückhielt. Es war der Posamentiermeister Jacques Thielens (Jacob Thiele), der zwar Calvinist war, aber mit dem sie ein inniges Freundschafts-

verhältnis verband. Er war ein Wittwer und hatte ebenfalls einen kleinen Sohn, Namens Christoph, derselbe, der von unserem Georg Einkel aus Prag herbeigerufen, im Jahre 1590 in Buchholz als Posamentiermeister sich niederließ. Seinen baldigen Märtyrertod wohl ahnend, hat er den Einkel'schen Eheleuten als sein letztes Vermächtniß den Knaben anvertraut, daß sie ihn mit ihrem eigenen, nur wenig jüngeren Söhnchen in der Zucht und Vermahnung zum Herrn aufziehen und auch aus ihm einen tüchtigen und geschickten Posamentier machen möchten.

*

III. Wie sie nach Amsterdam kamen.

Von Antwerpen wandte sich die Einkel'sche Familie samt ihrem Schutzbefohlenen, dem kleinen Christoph Thiel, zunächst nach dem Norden, zu Schiffe die Schelde hinunter nach Middelburg, einer Stadt nicht weit von dem bekannten Blijssingen und jetzt ungefähr so groß wie Annaberg, von dort, da sie sich selbst da nicht sicher fühlten, weiter nach Leyden, welches bald so mannhafte für die Sache des Evangeliums eintreten sollte. Denn in die siebziger Jahre fielen ja die Heldentage der Leydener Bürgerschaft, welche selbst die Dämme zerstörte, damit es den Meer-geusen möglich würde, auf kleinen Schiffen die Stadt mit Lebensmitteln zu versorgen, eine Opferfreudigkeit, für welche man ihnen durch Errichtung einer evangelischen Universität in

Das Posamentier-Lied

Mel.: Frisch auf zum fröhlichen Jagen.

Frisch auf, laßt uns besingen
Ihr werthen Posamentier,
Heut muß es uns gelingen,
Bringt Müß' und Kunst herfür.

Heut' woll'n wir beweisen,
Beweisen, was wir sind,
Daß unter uns Posamentierern
Wahrhaftig auch Künstler sind.

Bedenket König' und Kaiser,
Bedenket ihre Pracht;
Wer hat denn wohl das Schönste
Von alle dem gemacht?

Es steht dem Fürstenhute
Die goldne Tresse gut,
Wer macht denn die Ordensbänder,
Die Helden uns zeigen thut?

Der Mädchen größtes Prahlten
Sind Spitzen und seidnes Band
Betrachtet die schönen Figuren,
Wie künstlich und galant!

Selbst unser Vater Aaron,
Der diese Kunst erdacht,
Hat um die Lade des Bundes
Nicht schönere Borten gemacht.

Er machte goldene Treffen,
Auch Quasten und seidnes Band,
Auch selbst den Tempel Salomonis,
Den zierte seine Hand.

(Nach einer alten Handschrift.)

Ihr müßt Euch auch bemühen,
In dieser Kunst recht fort zu gehn!
Macht öfters neue Muster,
Laßt die Patronen stehn!

Gelassen und genommen
Zieht Eure Knoten ein,
Die Wolle, Gold und Silber
Ins vordere Zeug hinein.

Und zieht ihr Eure Welle,
So denkt stets dabei:
Ein Posamentiergefelle,
Der lebet frant und frei.

Ein Posamentier — ein Straf,
Das weiß die ganze Welt,
Hat er nicht Lust zur Arbeit,
So giebt der Meister Geld.

Dann gehen wir spazieren
Zu gutem Bier und Wein,
Thun Mädchen mit uns führen,
Und uns des Lebens freun.

Frisch auf, ihr Posamentierer!
Nun schenket die Gläser voll
Und trinket auf der Herren Meister
Und ihrer Töchter Wohl.

Es lebe der Herbergsvater,
Mutter und Schwester auch,
Und alle Posamentierer,
Vivat, sie leben hoch!

ihren Mauern lohnte. Doch auch hier war ihres Bleibens nicht lange. Ueberall im ganzen Lande füllten sich ja die Kerker mit den Bekennern der evangelischen Lehre, und wenn nur die wenigstens einige gewesen wären. Aber da gabs Calvinisten und Lutheraner, und beide sahen sich mit scheelen Augen an. Auch in Middelburg und Leyden war dies der Fall. Die dortigen Evangelischen, welche fast durchgängig Calvinisten waren, wollten von den Einenkels als entschiedenen und strengen Lutheranern nicht viel wissen, und doch hätten sie eng mit denen zusammenhalten müssen, die wie sie sich zu demselben evangelischen Glauben bekannten in dieser Zeit der Noth, da die Macht der Geusen für den Augenblick fast völlig gebrochen, Margarethe von Parma unbestrittene Herrin des ganzen Landes war, und ein Alba seine blutigen Befehle schrieb.

Die Einenkelsche Familie fühlte: der Boden brannte unter ihren Füßen, und doch wollten sie ihr geliebtes Vaterland nicht verlassen. Da war Amsterdam ihre letzte Hoffnung. Zwar war Amsterdam damals noch gut katholisch. Hielt doch die reiche Handelsstadt noch bis zum Jahre 1578 an dem alten Glauben fest. Aber Amsterdam hatte schon damals den Ruf einer toleranten Stadt. Und so hofften sie, wenn noch irgendwo in ihrer Heimath, so hier eine Zufluchtsstätte zu finden. Ihre Hoffnung täuschte sie. Noch war die Zeit nicht gekommen, wo Amsterdam den Namen Eleutheropolis, d. i. Freiheitsstadt, und Irenopolis, d. i. Friedensstadt, mit vollem Rechte führen durfte. Die großartige Toleranz, die Amsterdam allerdings später übte, und zwar noch in einer Zeit, die sonst nichts von religiöser Duldung wußte, die großartige Toleranz Amsterdams, die die Mennoniten unangefochten ihres Glaubens leben ließ, die den aus Irland kommenden Puritanern, sowie den aus Portugal flüchtenden Juden, ja sogar dem Philosophen Spinoza ein Asyl gewährte, sie kam da-

mals wohl schon den Calvinisten, nicht aber den Lutheranern zugute. Vierzig Jahre mußten erst vergehen, bis auch die Lutheraner, welche noch in den ersten Jahren nach der Utrechter Union mannigfach überwacht und bedrückt worden waren, bei Einweihung eines Gotteshauses in Amsterdam versichern konnten: „Wir haben einen löblichen Magistrat, der für alle Unterthanen



Aus dem alten Zinnaberger Markt trugen die erzgebirgischen Frauen ihre reich mit Posamenten besetzten Kleider zur Schau

väterlich sorgt, der auch unseren Kirchbau huldvoll gestattet hat und auf alle Weise darauf bedacht ist, daß diese unsere geliebte Stadt blühe, und daß alle Einwohner, mögen sie einer Confession angehören, welcher sie wollen, ein stilles und ruhiges Leben führen können.“

IV. Wie sie nach Frankfurt gingen.

So war auch hier ihres Bleibens nicht; und wieder ergriffen sie den Wanderstab. Doch wohin sollte es nun gehen? Ihr Herz wollte brechen, da sie das geliebte Vaterland verlassen mußten. Höher aber als ihre Vaterlandsliebe stand ihnen die Treue zu ihrem theuren evangelisch-lutherischen Bekenntnisse. Darum waren sie auch nicht im Zweifel, wohin sie sich nun zu wenden hatten. Frankfurt am Main, das war jetzt ihr Ziel. Dort würden sie, wie sie wußten, „Antorfer“, d. i. Antwerpener Glaubensbrüder finden. Unter den niederländischen Emigrantencolonien der damaligen Zeit war die lutherische Colonie in Frankfurt am Main die reichste. Frankfurt war eine überwiegend lutherische Stadt. Vielfältig waren überhaupt die Beziehungen, welche damals das lutherische Frankfurt mit der lutherischen Metropole der Niederländischen Lutheraner, mit derselben Stadt verbanden, aus welcher die Einenkels stammten. Eine derselben mag es ganz besonders gewesen sein, welche in beiden Eheleuten in der Amsterdamer Leidenszeit den Blau reifen ließ, die freie Reichsstadt am rechten Mainufer aufzusuchen. Gerade drei Jahre vor ihrem Weggange aus Antwerpen, also im Jahre 1564, war ein gewisser Cassiodoro de Reina nach Antorf gekommen. In Sevilla hatte er in den Mauern eines Klosters den evangelischen Heilsweg kennen gelernt, mußte aber vor den Häschern der



Antorf zur Zeit der Einwanderung Georg Einckels

Inquisition fliehen, als die Verfolgung über die Brüder hereinbrach. Nach manchen Wanderungen fand er in London eine Zufluchtsstätte als Prediger der dortigen protestantischen Volksgenossen. Aber es gelang dem Einflusse Philipps II., des erzkatholischen Königs von Spanien und damals gerade vermählt mit Maria der Katholischen von England, ihn auch von da zu vertreiben. Nun begab er sich nach Antwerpen, wohin auch seine Frau in Seemannsleidern ihm folgte. Aber trotz des hohen Preises, den die Spanier auf sein Haupt setzten, gelang es ihm, sich eine geraume Zeit dort verborgen zu halten, bis er endlich auch diese Stadt verließ, um in Frankfurt am Main ein neues Asyl zu finden. Den hatten nun auch die Einkenels kennen gelernt, und von ihm mögen sie Manches über Frankfurter Verhältnisse erfahren haben, stand er doch in einem regen brieflichen Verkehr mit den Antorfer Lutheranern, bis ihm später sein Lieblingswunsch in Erfüllung ging, und er wieder in die Stadt zurückkehren konnte, wo er als Flüchtling einst so freundliche Aufnahme gefunden hatte. Und dazu kam auch noch dies: Ihr lieber Freund Jacob Thiel, den sie in Antwerpen hatten zurücklassen müssen, und dessen Söhnchen sie mit sich genommen, hatte in Frankfurt am Main einige Verwandte, die schon früher aus Antwerpen dorthin übersiedelt waren. Es waren ebenfalls Handwerker, die, wenn sie auch ursprünglich Calvinisten gewesen sein mochten, doch sich vorwiegend zu der im Entstehen begriffenen Niederländischen Gemeinde Augsburger Confession hielten.

V. Weshalb sie nicht in Frankfurt blieben.

So ging's denn den Rhein hinauf, über Wesel und Köln, wo sie nur kurze Rast machten und dem und jenem lieben Bekannten dort nur im Fluge die Hand drückten, nach Frankfurt am Main. Wie nicht anders zu erwarten war, suchten sie zunächst die Verwandten ihres Antwerpener Freundes und den spanischen Glaubensgenossen Cassiodoro auf, der dort zum Unterhalte für seine vielköpfige Familie einen schwunghaften Seidenhandel betrieb. Auch andere Freunde und Bekannte trafen sie dort wieder nach längerer Trennung. Hatten sich doch in Frankfurt zahlreiche Antwerpener Kaufleute und Handwerker, besonders Juweliers, Barchent- und Sammetweber, und vor Allem auch Posamentirer niedergelassen, welche wie die Einkenels um ihres Glaubens willen ihre Vaterstadt hatten verlassen müssen.

Man sollte nun denken, daß die Einkenels dort sich gar wohl gefühlt hätten, zumal der Herr ihnen dort ein zweites Knäblein schenkte, dem sie den Namen Peter gaben, und der wie sein älterer Bruder Georg auch für Buchholz von besonderer Bedeutung geworden ist.

Was war es denn aber, das die Einkenels auch von Frankfurt wieder forttrieb? Hatten sie Gefallen gefunden an ihrem Wanderleben, oder trat man ihren religiösen Gefühlen irgendwie zu nahe, oder fehlte es ihnen an Arbeit, so daß sie dort am Hungertuche nagen mußten? Lust am Wanderleben war es nicht, die sie weiter nach Osten ziehen ließ. Denn, nachdem sie den Ort erreicht hatten, wohin sie von Frankfurt aus gehen

wollten, blieben sie dort ihr Leben lang, und obwohl ihre Söhne von Buchholz aus sie mehrmals aufforderten, ihnen dorthin nachzukommen, wollten sie doch ihr geliebtes Dinkelsbühl, das ihnen zur zweiten Heimath geworden war, nicht verlassen.

Schon etwas anders stand es aber bezüglich des zweiten Punktes. Machten sich doch wie an andern Orten so auch in Frankfurt die confessionellen Bedenken geltend. Die alte Reichsstadt, eine Hochburg prononcirten Lutherthums, die sogar die im

Jahre 1583, demselben Jahre, da Georg Einkenel in Dinkelsbühl zum Gesellen gesprochen wurde, mit ihrem Archiv und Kirchensiegel von Antwerpen nach Frankfurt übersiedelnde lutherische Gemeinde mit argwöhnischen Blicken betrachtete und ihr nicht ohne inneres Widerstreben und erst nach geraumer Zeit eine Kirche zu einem französischen Gottesdienst überließ, nahm auch die damals in den 70er Jahren einwandernden Lutheraner nicht gerade mit offenen Armen auf. So kam es, daß auch die Einkenels manchen Anfechtungen ausgesetzt waren, zumal es sich bald herumsprach, daß ihr Pflegebefehlener, der kleine Christoph Thiel, aus einer calvinischen Familie stammte. Was nützte es ihnen, daß sie in nahe Beziehungen zu einigen der damaligen Frankfurter Geistlichen traten, so zu Mathias Ritter und Petrus Geltner, welcher letzterer 1587 mit die Augsburger Confession nebst ihrer Apologie unterschrieb, und dem zu Ehren sie ihrem zweiten Söhnchen den Namen Peter gaben? Was nützte es ihnen, daß sie nach eingeholter Einwilligung seines Vaters den kleinen Christoph lutherisch zu erziehen versprochen? Man konnte es ihnen nicht vergessen, daß sie Antorfer Lutheraner waren, daß sie calvinische Freunde und Bekannte hatten, ja, daß sie ein Knäblein aus einer altcalvinischen Familie sozusagen an Kindesstatt angenommen hatten.

Im letzten Grunde aber sollten es nicht religiöse Anfechtungen, sondern Fragen des practischen Lebens sein, welche dem Jacob Einkenel den Aufenthalt in Frankfurt verleiteten. Wie viele seiner Landsleute hatte er als geschickter Arbeiter in dieser Stadt kein auskömmliches Brod gefunden. Aber gerade das war es, was den Gegensatz zwischen ihm und seinen Leidensgefährten schärfte. Waren doch die Emigranten aus den Niederlanden und Frank-

reich, die sogenannte wälsche Einwanderung, ein Factor, mit dem der Rath von Frankfurt rechnen mußte. Da die Einheimischen durch die fremde Concurrenz Schaden erlitten, bemühte sich der Magistrat der Stadt, auf jede Weise die Aufnahme derselben in's Bürgerrecht und damit die dauernde Ansiedelung zu erschweren. Unverheirathete Männer wurden nur aufgenommen unter der Bedingung, keine andere als eine Bürgerstochter zu heirathen, und den Verheiratheten, zu denen ja auch Jacob Einkenel gehörte, wurde von Magistratswegen, um ihnen das Fortziehen indirect nahe zu legen, eröffnet, daß sie in Zukunft weder Franken machen, noch diese ihre Kunst einem Franzosen oder Niederländer oder sonst einem Fremden lehren dürften. Damit war aber den Niederländischen Posamentirern der Lebensfaden durchschnitten. Das Verfertigen von Franken bildete ja ihren Hauptnahrungszweig, und gerade darin waren sie unübertroffene

Das Einkenel-Lied

Mel.: Freude, schöner Götterfunken

Brüder auf! Zur frohen Stunde
Tön' das Lied aus voller Brust
Aufrem Handwerk, unserm Bunde
Jeder Stätte, wo es faßt;
Jedem wackern Junstgenossen
In dem deutschen Vaterland,
Der sich uns hat angeschlossen,
Drücken wir im Geist die Hand.
Ja, er ist ein Glied der Kette,
Die uns alle fest umschließt,
Stoht an! Er sei gestützt
Hier an dieser frohen Stätte.

Warm und treu in seinem Ruhme,
Denn das große Werk gelang,
Löst uns pflegen diese Blume.
Die in unsrer Stadt entsprang:
Daß durch immer neue Triebe
Sich verkünde laut der Welt,
Welche hohe Menschenliebe
Unsers Meisters Herz befeelt!
Ruh'n wollte er verkünden
Durch seiner schönen Schöpfung Macht,
Die sein Genius erdacht:
Möge ein gleicher Sinn uns leiten!

Hierher führt' ihn Gottes Güte
's sind nun schon 300 Jahr.
Als der Berabau nicht mehr blühte,
Und das Volk in Nothen war,
Hat in Buchholz er erkannt,
Was die Stadt in Flor gebracht,
Alle Welt hat's bald vernommen,
Was er Sinniges hat erdacht.
Meister, ja du bist der Schöpfer,
Dessen, was uns groß gemacht,
Schöpfer groß und hochgeacht!
Euer Posamentenmuster.

Nicht für dich allein, o Meister
Bauest du die Säulen auf,
Andere Menschen kamen wieder,
Setzten stolz die Kuppel drauf,
Und so ward, was du erfunden,
Was im Keim damals erstand,
Erst so recht in diesen Stunden
Nach dem wahren Wert erkannt
Dem Verdienste seine Kronen,
Brüder nehmt das Glas zur Hand:
Was die Mitwelt halb verstand,
Soll die Nachwelt ganz dir loben.

Meister. Aber was sollte aus ihnen aus der Heimath mitgebrachten Kindern werden, wenn sie ihnen nicht ihre Kunstfertigkeit lehren durften? Wären die Einkel's in Frankfurt geblieben, so hätten sie ihren beiden Kindern und dem angenommenen nicht ihr Handwerk lehren können, Georg und Peter Einkel und der Christoph Thiel wären nicht Posamentirer geworden, ein blühender Buchholzer Industriezweig wäre nicht in's Leben gerufen worden.

Doch nicht einmal mit dieser Vergewaltigung sich begnügend, ging der Magistrat noch weiter. Denn während in Hamburg die Regierung durch einen Tractat mit der dortigen niederländischen Colonie derselben eine klare und sichere Stellung angewiesen hatte, fehlte es in Frankfurt völlig an einer solchen rechtlichen Grundlage. Und so war dem kleinen Treiben der die unliebsame fremde Konkurrenz fürchtenden Zünfte Thür und Thor geöffnet. So konnte denn der Magistrat den Beschluß vom Jahre 1572 fassen: „Was wahrhaft städtische Personen wären, zu Bürgern zu nehmen, anderes aber, so noch nicht Bürger und armes Gefindel und schier meistentheils Posament- und Schnurmacher seien (deren man doch nicht viel Rugens habe) aus der Stadt ziehen zu lassen.“

Kam auch eine solche strenge Scheidung nicht zu Stande, und blieb es bei dem papiernen Beschlusse, so zogen doch Viele von den Fremden und auch die Einkel'sche Familie enttäuscht weiter.

VI. Dinkelsbühl einst und jetzt.

Ihr Reiseziel war das schwäbische Dinkelsbühl. Damals war es eine freie Reichsstadt evangelischen Glaubens, eine der 39 Reichsstädte, welche in den Jahren 1577 und 78 die Concordienformel, eine der Bekenntnisschriften unserer Kirche, unterschrieben. Eine kunstsinvolle Stadt war es. Das Innere ihrer Hauptkirche, der Georgskirche, gehört mit zu dem schönsten, was Deutschland an gothischer Architectur des 15. Jahrhunderts aufzuweisen hat. Eine Stadt war es, die mit der Außenwelt in einem regen, man kann sagen, in einem internationalen Verkehre stand, eine der Blüthestätten süddeutscher Posamenten-Industrie.

Jetzt ist's ein Städtchen, zu Mittelfranken gehörend, mit ungefähr 5400 Einwohnern. Noch umgeben Mauern die alterthümliche Stadt; noch weisen mancherlei Gebäude früherer Formen auf die entschundene Herrlichkeit; noch steht die alte Kirche, doch nicht mehr dient sie evangelischem Gottesdienste; die Gegenreformation hat aus dem Städtchen wieder ein katholisches gemacht. Nicht mehr ist dort die Posamentenindustrie im Schwange. Wollfabrikation und Lebkücherei bilden jetzt die beiden Hauptnahrungszweige der Stadt. Fern ab liegt sie vom Weltverkehre. Eine vor Kurzem erst dem Betrieb übergebene Zweigbahn verbindet sie mit dem südlich davon gelegenen Nördlingen, bei welchem im 30jährigen Kriege die Kaiserlichen und Bayern unter Gallas und Joh. von Werth im September 1634 einen großen Sieg über die Schweden erfochten. Ein anderes Schienengeleise verbindet sie mit dem nahen, aber unbedeutenden Feuchtwang. Unweit liegt sie der württembergischen Grenze, südlich von dem alterthümlichen Rothenburg und dem als Geburtsort des Dichters Uz und als Todesstätte des unglücklichen Caspar Hauser geschichtlich denkwürdigen Ansbach, an der Bönitz, in einer fruchtbaren Gegend. Schon der Name Dinkelsbühl, welcher einen Hügel bezeichnet, der mit Dinkel, d. i. einer zum Weizen gerechneten Getreideart bedeckt ist, weist auf die Fruchtbarkeit hin, und führt doch noch

diese Stadt deswegen 3 Hügel, worauf ebensoviele Dinkelfähnen stehen, in ihrem Wappen.

VII. Wie sie nach Dinkelsbühl kamen, und was sie dort machten.

Es war Ende 1572 oder Anfang 1573, daß die Einkel'sche Familie das nicht allzuweit von Frankfurt entfernte Dinkelsbühl erreichten. Dinkelsbühler Kaufleute und Fabrikanten, welche die Frankfurter Messen besuchten, waren die unmittelbare Veranlassung gewesen, daß die Einkel'sche Familie nach diesem Dinkelsbühl zog. Hatten sie doch von ihnen über Dinkelsbühler Verhältnisse Näheres gehört, vor Allem dies, daß es eine gute evangelische Stadt wäre, ohne doch dabei einem überspannten und forcierten Luthertum wie in Frankfurt zu huldigen, daß es eine Stadt wäre mit weitem Blick, aller Kirchthurnspolitik abhold, mit einer gewekten, für Neuerungen aller Art wohl empfänglichen, besonders aus fleißigen, geschickten und unternehmungslustigen Posamentieren gebildeten Bevölkerung. Das gefiel ihnen alles gar wohl, und wie sie nun noch erfuhren, daß Dinkelsbühl von je eine gastfreundliche Stadt gewesen, welche manchen ihrer Landsleute in ihren Mauern beherberge, und auch früher gerade mit Niederländern, wie dies die Herlen und anderen Malern der van End'schen Schule gemalten Altarbilder ihrer Kirche bezeugen könnten, in vielfacher Berührung gestanden hätte, da stand ihr Entschluß fest, nach Dinkelsbühl zu ziehen.

Sie legten dort ihren Wanderstab nieder, um ihn nie wieder zu ergreifen. Ihr Loos war ihnen gefallen auf's Lieblichste. Und ihre Freude war vollkommen, als ihnen der liebe Gott noch ein drittes und noch ein viertes Kind, ebenfalls zwei Söhne, bescheerte, welchen sie die Namen Matthäus und Christoph gaben, und von denen der erstere für die Entwicklung der Genter'schen Posamentenindustrie von so epochemachender Bedeutung werden sollte. So war nun die Einkel'sche Familie auf 7 Köpfe angewachsen. Und als nun einige Jahre in's Land gezogen waren, da gabs für 14 fleißige Hände genug und übergenug zu thun. Daß neben dem Arbeiten auch das Beten nicht vergessen wurde, versteht sich in einer Familie von selbst, die um ihres Glaubens willen Haus und Hof verlassen hatte

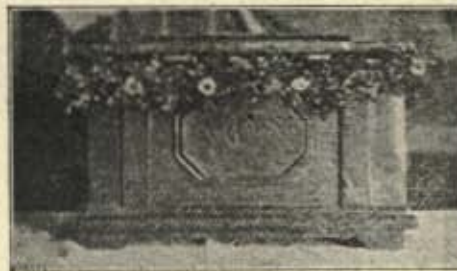
und in die weite Ferne gezogen war und dort so Schweres hatte durchmachen müssen.

Gern ließen sich die Kinder erzählen von all' den Städten und Ländern, die ihre lieben Eltern auf ihrem Wanderzuge von Antwerpen bis nach Dinkelsbühl gesehen und durchreist hatten. Ihre Augen füllten sich mit Thränen, wenn sie hörten, was sie Alles in ihrem Leben hatten erdulden müssen. In kindlichem Jorne ballten sie die Fäuste, wenn man ihnen sagte, wie schrecklich ein Alba und seine Spanier gegen die armen Evangelischen in den Niederlanden gewüthet. Dem Georg, den geistig gewecktesten und empfänglichsten der Einkel'schen Kinder, blieb vor allem eine dieser Grenelserien in unauslöschlicher Erinnerung. Er war gerade 9 Jahre alt, da kam kurz nach dem Abschlusse des Genter Vertrages im Jahre 1576, durch welchen die nördlichen und die südlichen Provinzen der Niederlande sich zur Abschüttelung der spanischen Fremdherrschaft und zur vorläufigen Abstellung der in Glaubensangelegenheiten von katholischer Seite erlassenen feindseligen Edicte vereinigt hatten, eine furchtbare Kunde nach Dinkelsbühl.

Die Spanier, so hieß es, welche noch immer Antwerpens Citadelle besetzt gehalten hätten, wären, weil sie nach dem un-



Siegel der Buchholzer Posamentier-Innung. 1673 gestiftet. Bei dem großen Brand 1852 ging es leider verloren, wurde aber, wie durch ein Wunder, 1894 auf dem Schuttplatz auf dem Buchholzer Schießhausplatz von einem 10jähr Knaben wiedergefunden. — Dem Innungs-Siegel kam große Bedeutung zu.



Die aus dem Jahre 1711 stammende Buchholzer Posamentier-Innungsgasse.

verhofft raschen Ableben des bisherigen Statthalters keinen Sold empfangen, über die unglückliche Stadt hergefallen und hätten an die 7000 ohne Unterschied des Glaubens, Alters und Standes erbarmungslos niedergemetzelt. Diese Greuelthat, in der Geschichte unter dem Namen „spanischen Furie“ bekannt, der so viele Tausende der Vaterstadt seiner lieben Eltern zum Opfer fielen, machte einen ungeheueren Eindruck auf den Knaben. Er wurde ernst und in sich gekehrt. Er hatte es nun mit einem Male erfahren, wie weit es die menschliche Bosheit bringen kann. Darum grübelte er nach, wie er wohl der Menschheit nützlich werden könnte, daß man nicht mit Abscheu einst von ihm sprechen könnte, sondern von ihm sagen müßte: Er hat es sich angelegen sein lassen, stets Böses mit Gutem zu vergelten, den Brüdern zu dienen nach seiner Kraft. Noch wußte er freilich nicht, wie er wohl der Menschheit nützlich werden könnte. Der rechte Vorschlag dazu aber war in ihm erwacht. Und was energische Charaktere wollen, das führen sie auch aus. Das zuerst noch unklare Ziel fängt bald an, Gestalt zu gewinnen, und wenn das Ziel nur einmal fest und klar vor Augen steht, da werden verhältnismäßig leicht dann auch die Mittel gefunden, dasselbe zu erreichen.

VIII. Georg Einkel geht auf die Wanderschaft und vollbringt eine Heldenthat.

Es vergingen die Jahre der Kindheit. Es galt, für's Leben zu lernen. Die Werkstatt des wackeren Posamentiermeisters ward zur Schulstube, und bald wurden aus den fünf Knaben fünf lernbegierige Lehrlinge. Es vergingen die Lehrjahre, und es kamen die Wanderjahre. Christoph Thiel als der älteste der Fünf ging zuerst hinaus in die Welt. Ihm folgte Einkels erster Sohn. Er sah sich um hier und dort. Er lernte Das und Jenes kennen, was ihm zur Weiterbildung in seinem Handwerk förderlich war. Schon hatte er in den berühmtesten Städten Deutschlands gearbeitet, da zog es ihn wie mit unwiderstehlicher Gewalt nach Wien, der alten Kaiserstadt. „Vielleicht triffst du“, so sprach eine innere Stimme zu ihm, „deinen lieben Kameraden, mit dem du deine Jugend verlebte, mit dem du unter einem Dache schliefst, der dir nichts anders war, denn ein lieber Bruder, und von dem du nichts wieder gehört, seitdem er das väterliche Haus verlassen.“ Schon sah er den hohen Stephansturm in der Ferne, da war es ihm, als ob er in einem Gebüsch ein Geschrei vernähme. Nicht feige, wie wohl manch' Anderer an seiner Stelle gewesen



Ein bekannter Buchholzer Posamentier, Theodor Mehnert, an seinem Stuhl arbeitend.



Alt-Buchholzer Posamentier Franz Lebig in seinen besten Jahren, der u. a. auch durch die Einführung der Lebig-Tropfen bekannt wurde

sein würde, sondern entschlossen sprang er, als sein Reisebündel abgeworfen war, mit seinem derben Knotenstock in der Faust, in's Gebüsch hinein und sah hier einen Jüngling, nur wenig älter als er selbst, mit einem starken, kräftigen Manne von wildem Ansehen im ungleichen Kampfe. Doch Einkel kam dem Angegriffenen muthig zu Hilfe. „Hierher, ihr Kameraden!“ rief er, gleich als ob er nicht allein gekommen, und als ständen ihm Andere hilfreich zur Seite, „hierher, ihr Kameraden“, rief er, und dabei versetzte er dem Räuber mit seinem Stocke einen wuchtigen Hieb. Dieser, durch sein plötzliches Erscheinen und durch die Furcht, es würden noch mehr kommen, erschreckt, und in Folge des wohlthätigen

Hiebes weit zurücktaumelnd, ließ ab vom Kampf und sprang davon. Wie staunten aber die Beiden, der Befreier und der Befreite, als sie gegenseitig sich in's Antlitz schauten. In den Armen lagen sich Beide und weinten vor Rührung und Freude. Gott hatte sie wunderbar zusammengeführt. Der eine Jugendfreund sollte der Retter des andern sein. Georg Einkel und Christoph Thiel sanken auf die Knie, falteten die Hände und priesen Gott, dessen Wege so wunderbar und dessen Gedanken so tief, der, wenn die Noth am größten, mit seiner Hilfe am nächsten. Und als sie das gethan, da eilten sie in's Freie, auf die Landstraße, wo sich der Angegriffene bald wieder erholt und dann mit seinem Retter weiterzog.



Posamentiermeister Friedrich Wilhelm Mermel, der Schöpfer der Buchholzer Waldanlagen

(Fortsetzung und Schluß in nächster Nummer.)